



HELLE AMIN

Wieder-
sehen
in der
Wüste

Wie mein Mann
meine Kinder entführte
und ich mein Leben
riskierte,
um sie zu retten

Weltbild

Wiederssehen in der Wüste

Über die Autorin:

Helle Amin wurde in Dänemark geboren, hat aber die meiste Zeit ihres Lebens in Großbritannien gelebt und als Lehrerin gearbeitet. Seit der Rettung ihrer Söhne aus Saudi-Arabien lebt sie mit ihnen an der südenglischen Küste in Devon.

Helle Amin

Wiedersehen in der Wüste

Wie mein Mann meine Kinder entführte und
ich mein Leben riskierte, um sie zu retten

Aus dem Englischen von
Ulrike Strerath-Bolz

Weltbild



Lizenzausgabe mit Genehmigung der Bastei Lübbe AG,
Köln für Weltbild GmbH & Co. KG, Augsburg

Für die Originalausgabe:

Copyright © Helle Amin / David Meikle © 2007

Titel der englischen Originalausgabe: »Reunited in the Desert«

Die englische Originalausgabe erschien bei John Blake Publishing,
einem Imprint der Bonnier Books UK Limited, London.

Die Urheberpersönlichkeitsrechte der Autorin werden gewahrt.

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln

Übersetzung: Ulrike Strerath-Bolz

Umschlaggestaltung: atelier seidel, teising

Umschlagmotiv: iStockphoto/Ridofranz

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

978-3-8289-5123-5

2021 2020

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:

www.weltbild.de

Dieses Buch widme ich meinen Kindern Max, Alex, Zak und Adam, die es verdient haben, die Wahrheit zu erfahren. Ich widme es auch meinem verstorbenen Vater Edmund, meiner schönen Mutter Grethe, die immer an mich geglaubt hat, meiner ganzen Familie und meinen Freunden.

Meine Gedanken sind bei Nadia und Kauser, die, während ich dies schreibe, immer noch voller Sorge auf Nachricht von ihren Kindern warten. Ihre verstörenden Geschichten haben einen Platz in diesem Buch verdient. Es ist allen verlassenen Müttern und ihren Kindern gewidmet. Ich hoffe, dass auch sie sich bald wiedersehen.

Inhalt

Vorwort: Eine Frau, zwei Welten	9
Prolog	13
1 Gestohlen	15
2 Allein.	32
3 Schreie in der Wüste	49
4 Über mich.	61
5 Muslima werden	81
6 Liebe macht blind	90
7 Ärger im Paradies	97
8 In Bali	117
9 Eine kurze Romanze	140
10 Wieder in England.	152
11 Suche in der Wüste.	168
12 Ein Hauch von Saudi.	189
13 Flehen um Gerechtigkeit	225
14 Alex' Geschichte.	240
15 Liebe in der Wüste	243
16 Wieder zusammen	254
17 Max' Geschichte.	286
18 Ich will meine Mum.	289
19 Meine Mission	291
20 Andere Mütter, andere Geschichten.	303
Nachwort aus der Sicht einer Expertin	316

Vorwort: Eine Frau, zwei Welten

Die letzten Jahre habe ich damit zugebracht, mich zwischen zwei Welten zu bewegen. Mit der einen Welt war ich vertraut, die andere verstehe ich bis heute nicht. In meiner vertrauten westlichen Umgebung war ich stolz darauf, eine liebevolle Mutter und eine treue, hingebungsvolle Ehefrau zu sein. In der neuen, harten und grausamen Umgebung des Orients wurde ich beschuldigt, eine unwürdige Frau aus dem Westen zu sein, die es nicht wert ist, Mutter oder Ehefrau genannt zu werden.

Fremde Kulturen haben mich immer gereizt, und ich bin viel gereist. Es kann also durchaus sein, dass es mir bestimmt war, einen Ehemann mit vollkommen anderem Hintergrund zu finden. Ich bin sogar zum Islam übergetreten, weil ich dachte, das würde unsere Beziehung verbessern und unser aller Leben leichter machen.

Wie sehr habe ich mir gewünscht, glücklich verheiratet zu sein, mit einer strahlenden Zukunft und Kindern. Ich dachte, ich hätte den richtigen Mann gefunden. Die richtigen Kinder hatte ich ganz bestimmt, aber was mich in der Wüste Saudi-Arabiens erwartete, hätte ich niemals vorhersehen können.

Mich hätte wohl auch nichts darauf vorbereiten können, wie schnell alles ging. Vielleicht kann man es damit vergleichen, wenn man in Südamerika aufgewachsen ist und den Rest seines Lebens am Nordpol verbringen muss. Und das meine ich absolut ernst.

Ich erinnere mich, dass manche Leute sagten, es sei prak-

tisch unmöglich, nach Saudi-Arabien einzureisen. Mein Plan, meine Kinder wiederzufinden und das Sorgerecht für sie zu erlangen, sei von vornherein zum Scheitern verurteilt. Und ich verstand sogar, warum meine Berater und sogar einige Freunde so schwarz sahen.

Sobald ich mich intensiver mit dem Thema Kindesentführung durch ein Elternteil beschäftigt hatte, wurde mir klar, dass die Erfolgsquote bei Müttern, die ihre Kinder zurückholen wollen, nicht besonders hoch ist. Ich habe mit Dutzenden Organisationen, Anwälten und betroffenen Müttern gesprochen und mir allen Rat geholt, den ich bekommen konnte.

Wenn ich die Fakten betrachtete, sah es so aus, als könnte ich wirklich gleich aufgeben. Alle Mütter, mit denen ich sprach, hatten traumatische Erfahrungen gemacht. Viele hatten den Kampf um ihre Kinder ganz allein führen müssen. Die meisten sagten, sie fühlten sich innerlich tot, einige waren in große finanzielle Schwierigkeiten geraten. Und nur sehr wenigen war es gelungen, ihre Kinder wiederzusehen.

Nach meinen Erfahrungen mit der freien britischen Kultur und dem entspannten Lebensstil auf Bali war ich dabei, mich einer ganz anderen, vollkommen fremden Welt zu nähern. Bisher hatte ich es für selbstverständlich gehalten, am Strand in der Sonne zu liegen, abends auszugehen und ein, zwei Gläser Wein zu trinken, einen Abend im Kino zu genießen. In dieser neuen Welt gab es das alles nicht.

Ich hielt es für ganz selbstverständlich, mit meinem Auto herumzufahren. Ich ging gern die Straße entlang, die Haare im Wind. In dieser neuen Welt gab es eine Sittenpolizei, die darauf achtete, dass keine Strähne zu sehen war.

Ich war ein Mädchen aus dem Westen, das an den westlichen Lebensstil gewöhnt war. Das alles hatte ich ein Leben lang genossen, etwas anderes kannte ich nicht. Doch da draußen am Horizont lag eine karge Wüste – im geografischen wie auch geistigen Sinne –, in der es keinen Platz für mich gab.

Als ich meinen Fall vor ein saudisches Gericht brachte, wurde mir klar, dass ich ein Einzelfall war. Es kam so selten vor, dass eine westliche Frau dort stand und ihre Klage vertrat – allen Männern war die Situation sehr unangenehm. Und so sehr man sich auch bemüht: Wenn man nicht als Muslim geboren ist, wird man sie nie davon überzeugen, dass man selbst oder die eigenen Ansichten irgendeinen Wert besitzen.

Solange ich mich in Saudi-Arabien aufhielt, fühlte ich mich wie ein Niemand. Mein Körper blieb weitgehend unsichtbar. Eine saudische Frau genießt wenig Ansehen – eine westliche Frau gar keins. Warum hatte ich nicht wieder geheiratet? Da stimmt doch was nicht, wenn eine Frau nicht wieder heiratet! Das dachten die arabischen Männer, ich spürte es genau. Sie wären nicht mal bereit gewesen, mir zu sagen, wie spät es ist, so wenig Wert besaß ich für sie.

Trotz dieses kühlen Empfangs in der Wüste war ich bereit, alles zu tun, um meine Kinder zurückzubekommen. Ich flog Tausende Meilen und bat alle möglichen Menschen um Hilfe.

Man sagte mir, ich brauchte einen Mann, um auch nur an die richtigen Papiere zu kommen. Auf diese Idee wäre ich niemals gekommen, aber wenn es darum geht, die eigenen Kinder wiederzusehen, welche Wahl hat eine Mutter dann?

Ich war eine verzweifelte Frau, und ich war bereit, verzweifelte Maßnahmen zu ergreifen. Und nachdem ich das getan habe, kann ich heute meine vier Söhne sehen, wie sie in meiner Nähe lachen und Witze machen.

Dieses Buch handelt von Traurigkeit und Humor, von menschlichen Stärken und Schwächen. Von Hochphasen und abgrundtiefer Verzweiflung, wie auf einer Achterbahn, die nie zum Stehen kommt. Ich hatte einfach das Gefühl, ich hätte das Recht dazu, es zu schreiben. Ich habe einen Muslim geheiratet, ich bin selbst Muslima geworden. Ich habe meine Kinder verloren. Ich musste in Saudi-Arabien leben und meinen Fall vor saudischen und westlichen Gerichten vertreten. All das hat mich klüger und stärker gemacht. Und es war wohl auch unvermeidlich, dass ich dabei viel härter wurde.

In der Zeit meines Kampfs habe ich fantastische Freunde kennengelernt, Menschen, die sich meinen Fall zu eigen gemacht haben und alles getan hätten, um mir zu helfen. Ich habe auch Menschen getroffen, die absolut gegen das waren, was ich tat. Wir werden wohl immer in verschiedenen Welten leben.

Prolog

Da stand ich nun also auf der Bühne des Waldorf Hilton Hotel in London und fragte mich, ob das alles wirklich wahr sein konnte. Mum of the Year? Mutter des Jahres? So etwas passiert doch immer nur anderen!

An diesem Abend im Januar 2006 habe ich viele berühmte Leute gesehen. Der Radio-DJ Matthew Wright stellte mich vor und erzählte, dass ich vom Tesco-Kundenmagazin zur Mutter des Jahres gewählt worden war. Dann lief ein Video auf der riesigen Leinwand, das meine Söhne und mich in unserem neuen Zuhause in Devon zeigte.

Von der Bühne aus, geblendet von den Scheinwerfern, konnte ich nur glückliche Gesichter, strahlend weiße Tischtücher und exotische Blumen sehen.

Matthew zitierte aus einem Brief meines ältesten Sohns Max, der mich heimlich bei Tesco nominiert hatte. Er berichtete, dieser Brief habe die Jury sehr bewegt. Als ich da stand und einige Sätze aus dem Brief hörte, floss ich fast über vor Stolz:

»2002 ist etwas passiert. Mein Vater, der aus Saudi-Arabien stammt, hat meine Brüder und mich entführt, damit wir dort leben. Es war wirklich sehr schwierig für uns, weil wir noch nie dort gewesen waren. Es war sehr fremd dort, und wir konnten die Sprache ja nicht. Aber vor allem waren wir noch nie von unserer Mum getrennt gewesen. Wir vermissen sie wirklich sehr. Mum hat sechzehn Monate gebraucht, um herauszufinden, wo wir sind. Und dann hat sie einen lan-

gen, harten Kampf mit der saudischen Botschaft geführt, um ein Visum zu bekommen. Als sie endlich nach Saudi-Arabien konnte, hat sie einen Job bei einer internationalen Schule angenommen, um uns nahe zu sein. Und dann hat sie vor Gericht darum gekämpft, uns sehen zu dürfen. Nach einiger Zeit durften wir sie vierundzwanzig Stunden pro Woche besuchen.«

Während ich dort stand, ging mir vieles durch den Kopf. Kameras blitzten auf. Max drückte meine Hand. Ich erwiderte den Druck und versuchte, mich zu sammeln. Ich konnte meine Freunde im Publikum sehen, die Applaus klatschten. In wenigen Sekunden durchlebte ich eine große Bandbreite von Gefühlen: Glück, Traurigkeit, Jubel, Tränen, Aufregung, Stolz.

Matthew erzählte meine Geschichte und stellte mir dann einige Fragen. Ich hatte keine Antworten vorbereitet, aber es fiel mir leicht, und sie kamen ganz natürlich.

Dann bekam ich den Preis überreicht. Laute Musik spielte, meine Söhne umarmten mich. Denise Carter, Leiterin von Charity Reunite, die mich während der ganzen Zeit unterstützt hatte, streckte mir einen riesigen Blumenstrauß und die gravierte Kristallvase entgegen. In einer kraftvollen Rede sagte sie, meine Geschichte sei eine Inspiration für andere betroffene Frauen.

Warum Max diesen berührenden Brief an das Kundenmagazin von Tesco geschickt hat? Das werden Sie bald erfahren.

Gestohlen

Der 23. Januar 2002 begann wie jeder andere Tag auf meiner tropischen Insel. Warmer Sonnenschein, steigende Temperaturen – es war Zeit, aufzustehen. Ich weckte die Kinder und ging die Treppe hinunter, um mit den beiden Hausangestellten den Tag zu besprechen. Eine von ihnen hatte bereits Frühstück für uns gemacht.

»Alles fertig!«, rief ich und hoffte, die anderen würden mir zuhören. »Frühstück steht auf dem Tisch!«, fügte ich ein paar Minuten später etwas lauter hinzu. Vielleicht würde ich so mehr Erfolg haben.

Eilig kamen die Jungs aus ihren Zimmern und schnappten sich Brot und Marmelade vom Tisch, um sich damit ins Fernsehzimmer zu verziehen.

»Sitzen bleiben!«, befahl ich und bekam sofort enttäuschte Gesichter zu sehen. »Kein Fernsehen, heute ist Schule.«

»Aber Mum! Bitte!«, flehte der fünfjährige Adam.

»Nichts da. Setz dich ordentlich an den Tisch.«

Max und Alex, die Zwillinge, hatten ebenfalls Einwände. Die Liste ihrer Lieblingssendungen im Satellitenfernsehen war lang – typisch für Zehnjährige. Zak war zwar noch zwei Jahre jünger, aber er holte schnell auf.

Jeder Gedanke an Fernsehen verschwand sofort, als T zum Frühstück kam. Seine Stimmung schien noch schwärzer zu sein als gewöhnlich. Schweigen legte sich über den Esstisch.

Wenigstens essen die Kinder jetzt, dachte ich. Ich konnte ja nicht ahnen, dass es unser letztes gemeinsames Frühstück für die nächsten sechzehn Monate sein würde.

»Ich bring sie zur Schule«, sagte T. Wie üblich übermittelte er nur die Grundfakten. »Wir fahren jetzt, bis später.«

Die Kinder nahmen ihre Taschen, gaben mir einen Abschiedskuss und folgten T zur Tür hinaus. Der Motor startete, die Tür ging zu, und meine Kinder waren weg.

Ich blieb noch einen Moment sitzen. Irgendwie müsste es doch möglich sein, die Atmosphäre im Haus zu verbessern und die Anspannung in meiner Ehe zu verringern.

Wir hätten England nie verlassen dürfen, sagte ich mir, während die Hausangestellten um mich herum damit beschäftigt waren, den Tisch abzuräumen. Warum in aller Welt hatten wir uns dazu entschlossen, nach Bali zu ziehen?

Ich dachte über die jüngere Vergangenheit nach, betrachtete die größeren Probleme und analysierte sie. Der Umzug nach Bali hatte seinerzeit nach einer guten Idee ausgesehen. T hatte ein Möbelgeschäft dort aufgemacht, und obwohl er damit grandios gescheitert war, blieben wir und verwandelten das Gebäude in die English School Bali.

Am Anfang war das ein spannendes Projekt. Ich hatte das Gefühl, es könnte funktionieren, zumal ich als ausgebildete Lehrerin Erfahrung in diesem Bereich hatte. Doch bald stellte sich heraus, dass T und ich nicht zusammen arbeiten konnten. Nachdem ich sehr viel Mühe in die Schule gesteckt hatte, war ich wieder einmal die brave Hausfrau.

Die Mädchen verließen das Zimmer, ich blieb sitzen und dachte weiter nach. Warum muss ich ihm ständig gehorchen?, fragte ich mich, wohl wissend, dass sich daran nichts

ändern würde. T beherrschte unser Haus mit seiner üblen Stimmung. Ich verabscheute die Szenen, die er veranstaltete. Ich hasste sie wirklich abgrundtief.

Im Rückblick denke ich, man hätte den großen Knall vorausahnen können, schon einige Zeit bevor die Kinder verschwanden. Wir stritten und diskutierten ständig. Aber das taten doch alle Paare, oder? Mit Gedanken wie diesem versuchte ich mich zu beruhigen. Doch allmählich musste ich der Realität ins Gesicht sehen: Die Sache geriet außer Kontrolle.

»Ich hasse dieses Leben. Ich hasse mein Leben«, sagte ich mir immer wieder.

Die Hausangestellten sahen, dass es mir schlecht ging, aber sie verstanden nicht, was ich da vor mich hin redete.

Ich trank den Rest meines kalten Kaffees und ging in mein Schlafzimmer – schon länger teilte ich mit T nicht mehr das Bett –, um weiter nachzudenken. Vielleicht war ich ja wirklich zu aufsässig, überlegte ich. Vielleicht passten wir ja charakterlich nicht zusammen. Natürlich hätte ich ein Wort mitreden müssen, was die Schule anging, schließlich hatte ich sie ja auch mit gegründet. Warum wollte er keinen Input von mir?

Auf dem Rücken liegend bohrte ich tiefer, was unsere katastrophale Beziehung anging, und stellte eine ganze Liste mit Problemen zusammen. So musste ich zum Beispiel um Geld bitten, wenn ich für unseren Haushalt einkaufen ging. Teurer Luxus kam ohnehin nicht infrage. T hielt alles unter Kontrolle. Die Pässe der Kinder hatte er irgendwo versteckt. Ich saß in der Falle.

Vielleicht konnte ich noch ein bisschen schlafen. Mehr

blieb mir gar nicht zu tun, die Angestellten kümmerten sich ja um alle Arbeiten. So eine Ferieninsel ist wunderbar, wenn man Ferien macht, aber wenn man dort lebt, verliert sich die Attraktivität sehr schnell.

Doch ich konnte nicht mehr einschlafen. Ich musste mit jemandem reden, aber meine engsten Freunde und meine Familie befanden sich ja am anderen Ende der Welt.

Der Tag lief dahin wie so viele zuvor, vom Morgen zum Mittag, zum Nachmittag. Ich ließ mich treiben wie ein Stück Holz auf dem Wasser, ohne Ziel und Richtung.

T und die Kinder kamen gegen drei aus der Schule – und damit begann der bei Weitem schlimmste Tag in meinem Leben erst richtig. T trank schnell eine Tasse Tee. Wir sprachen kein Wort miteinander, sahen uns kaum an, dann ging er wieder. Vielleicht war es ja so, dass ich in seiner Welt gar nicht mehr existierte.

Die Kinder spielten wie sonst auch, machten dann noch ein paar Hausaufgaben. Der erste Hinweis auf den Albtraum, der uns bevorstand, kam in Gestalt eines Anrufs am Nachmittag. Eine der britischen Lehrerinnen meldete sich. »Du kommst nie darauf, wen ich gerade bei der Einwanderungsbehörde gesehen habe«, sagte sie mit nervöser Stimme, langsam und sehr betont. »T war dort, er hat offenbar Pässe abgeholt, und ich meine, es waren auch Ausreisevisa für ihn und deine Kinder dabei. Ich konnte es nicht so genau erkennen, aber es sah wirklich so aus. Ich dachte, ich sage dir lieber Bescheid.«

Sie wusste von unseren Eheproblemen und fragte sich natürlich, was da vorging. Offenbar hatte sie sogar das Gespräch zwischen T und einem der Beamten belauscht. Ich wusste,

dass Geschäftsleute ein Ausreisevisum brauchen, wenn sie Bali verlassen wollen. Für Touristen gelten andere Bestimmungen.

Ich bat sie, mir noch einmal genau zu schildern, was sie gesehen und gehört hatte. Und während ich ihr zuhörte, lief mir ein Schauer über den Rücken, mein Magen drehte sich um. Mir wurde regelrecht übel. Gleichzeitig spürte ich Anspannung und großen Zorn, es war wie ein psychischer und physischer Schmerz. Doch ich kämpfte die Emotionen nieder und blieb ruhig.

Als T zum Abendessen zurückkehrte, bat ich ihn, sich hinzusetzen, damit wir reden konnten. Er weigerte sich, meinte, er sei beschäftigt. Doch ich blieb hartnäckig und lief ihm nach durchs ganze Haus.

»Warum hast du die Pässe zur Einwanderungsbehörde gebracht? Was soll das mit den Ausreisevisa? Wohin willst du? Was geht hier vor, zum Teufel?«

Für mich gab es kein Ausreisevisum, das wusste ich, denn mein Pass steckte immer noch in meiner Handtasche.

Als ich T berichtete, was meine Freundin gesagt hatte, reagierte er sehr aggressiv. Er erklärte mir, es sei vollkommen normal, Ausreisevisa zu beantragen, denn es könne ja jederzeit sein, dass er und die Kinder die Insel verlassen müssten. Reine Routine. Er war ganz offensichtlich wütend, dass man ihn beobachtet hatte.

Man konnte ihm ansehen, dass diese Wendung der Ereignisse ihn überraschte. Er wirkte wie vor den Kopf geschlagen. Sein Gesicht lief rot an, er konnte gar nicht richtig antworten. Ich hatte ihn auf frischer Tat ertappt. Aber er würde mir auf keinen Fall sagen, was er plante.

Zunächst einmal gab er Fersengeld. Bevor ich ihm noch mehr Fragen stellen konnte, lief er weg und verließ das Haus. Im Hinausgehen sagte er noch etwas von einer wichtigen Besprechung. In meinem Kopf dröhnten nur noch die Wörter »Pässe« und »Visa« herum. Er konnte doch wohl keine Urlaubsreise ohne mich planen? Oder hatte er noch Schlimmeres vor?

Ich lief ihm nach und rief: »Ich will eine Antwort! Jetzt! Komm zurück und gib mir eine Antwort!« Ich war selbst überrascht, wie überzeugend ich klang. Für ein paar Sekunden gefiel mir diese Haltung.

Ich versuchte, mich ihm in den Weg zu stellen, aber er schob mich zur Seite und schloss das Gartentor fest hinter sich. Bevor ich zu ihm aufschließen konnte, saß er schon im Auto und fuhr los. Ich erinnere mich, dass ich mitten auf der Straße in Tränen ausbrach, weil hier irgendetwas ablief, bei dem ich nicht erwünscht war.

Während T zu seiner »Besprechung« außer Haus war, brachte ich die Kinder ins Bett, gab ihnen ihren Gutenachtkuss und deckte sie zu – die letzte körperliche Zuwendung, die sie in den nächsten anderthalb Jahren von mir bekommen sollten. Der letzte Junge, der seinen Gutenachtkuss bekam, war Zak, ein zärtliches Küsschen auf die Stirn, bevor ich sein Zimmer verließ.

Dann machte ich weiter wie gewöhnlich und half den Angestellten, das Haus in Ordnung zu bringen. Anschließend beschloss ich, noch ein paar Vorräte im Laden einzukaufen, Dinge, die ich den Jungs am nächsten Tag in ihre Brotdosen tun wollte.

Ich war höchstens vierzig Minuten weg, doch während

meines Einkaufs überlegte ich, ob es eine gute Idee gewesen war, das Haus zu verlassen. Am besten wäre es, meine Söhne ununterbrochen zu bewachen, aber das ließ sich ja gar nicht bewerkstelligen. Vernünftiger wäre es gewesen, sie vorsorglich zu einer Freundin zu bringen, aber auf die Idee kam ich nicht.

Auf der Heimfahrt hatte ich das ungute Gefühl, es könnte etwas passiert sein. Als ich mich dem Haus näherte, ergriff mich blanker Schrecken. Mütterlicher Instinkt? Keine Ahnung, aber tief im Inneren wusste ich, etwas Schreckliches war geschehen.

Ich parkte den Wagen vor dem Haus, und da kam auch schon eine der Angestellten auf mich zugelaufen. »Sie weg!«, platzte sie in ihrem gebrochenen Englisch heraus. »Alle weg!«

Ich lief ins Haus wie eine Irre, rannte verzweifelt schluchzend von einem Zimmer zum anderen. Ich wollte meine Kinder wiederhaben! Wo waren sie? War meine größte Angst wahr geworden? Ich brüllte die Angestellte an: Warum hatte sie mich nicht auf dem Handy angerufen?

Als sie anfang zu weinen, hatte ich sofort ein schlechtes Gewissen. T war genauso ihr Arbeitgeber wie ich, sie musste total verwirrt gewesen sein. Ich versuchte aus ihr herauszubringen, was passiert war. Ihr Englisch war alles andere als perfekt, aber das Wichtigste verstand ich: Unmittelbar nach meiner Abfahrt war T zurückgekommen und hatte die Kinder geweckt.

Sie sagte, er hätte den Jungs befohlen, sich anzuziehen, aber Alex habe sich die Schuhe nicht anziehen wollen. Das klang plausibel – Alex hat einen starken Charakter und versuchte es offenbar mit Verzögerungstaktik. Er hatte wohl ge-

hofft, ich würde bald zurückkommen. Aber T hatte ihn angebrüllt, er solle sich gefälligst beeilen und ins Auto steigen. Dagegen hatte mein Sohn keine Chance, auch wenn ihm wohl klar war, dass etwas nicht stimmte.

Zu der Angestellten hatte T gesagt, er würde mit den Jungs noch mal losfahren, damit sie etwas zu essen und zu trinken bekämen. Sie hatten nicht viel Gepäck mitgenommen, nur eine kleine orangefarbene Tasche fehlte, in die nicht viel hineinpasste. Für einen Moment entspannte ich mich – vielleicht war er doch nicht weit.

Ich war sehr aufgeregt und verzweifelt. Was war mit meinen Kindern geschehen? Ich hatte keine Vorstellung, wo sie waren, ob sie sich in Sicherheit befanden, wer sich um sie kümmerte. All die normalen Gefühle einer Mutter. Noch einmal lief ich durchs Haus, suchte nach dem kleinsten Hinweis. Ich drehte Schubladen um in der Hoffnung, irgendwelche Papiere zu finden. Doch ich entdeckte nichts. Nur negative Energie im ganzen Haus. Hundert Prozent negativ.

Ich sah mich draußen um, wo er das Auto geparkt hatte. Vielleicht hatten die Kinder etwas fallen lassen. Doch als ich die Straße hinauf- und hinunterblickte, immer noch in der schwachen Hoffnung, ich könnte etwas entdecken, war da nichts. Absolut nichts. Die Gedanken an T und meine Kinder rasten durch meinen Kopf. Gleichzeitig liefen mir die ganze Zeit Tränen die Wangen hinunter.

Ich sprang in meinen Espace und fuhr los. An diesem Abend hätte ich mich wohl für die Renault-Formel 1 qualifizieren können – nie zuvor und nie danach bin ich so schnell gefahren. Abgesehen von gelegentlichem Bremsen vor einer Kurve trat ich das Gaspedal die ganze Zeit durch.

Ich folgte meinem Instinkt in Richtung Schule, die etwa acht Kilometer entfernt lag. Ich wusste, ein Teil unseres persönlichen Besitzes lag dort im Safe, also war es eine gute Idee, dort anzufangen. Während ich fuhr, versuchte ich T auf dem Handy zu erreichen, aber ich hätte wohl eher einen der saudischen Prinzen an seinem freien Tag erreicht. Sofort schaltete sich die Sprachbox ein. Ich hinterließ ihm Nachrichten, auch wenn mir klar war, dass ich keine Antwort bekommen würde.

Als ich zur Schule kam, berichtete der verwirrt dreinblickende Security-Mann am Tor mir in einer Mischung aus Englisch und Zeichensprache, dass T und die Kinder schon da gewesen und weitergefahren waren. Die Spur war noch heiß, aber ihr Vorsprung wuchs.

Was sollte ich tun? Weinend lief ich durch die Klassenzimmer, rief alle möglichen Leute an, und alle meinten sie, ich müsste mich irren. T würde doch niemals unsere Söhne entführen! Aber mein Instinkt sagte mir etwas anderes. Krank vor Sorge fuhr ich zu einer Freundin und versuchte, mich zu beruhigen.

Irgendwann beschloss ich, dass mir nichts anderes übrig blieb, als nach Hause zurückzufahren. Vielleicht war T ja mit den Jungen längst wieder da. Doch ich hatte kein Glück. Kein Geräusch an der Tür, keine Kinderstimmen, keine schnellen Schritte meiner Söhne.

Erst nach Mitternacht legte ich mich erschöpft aufs Sofa, schloss die Augen und stellte mir meine Söhne vor, während ich versuchte zu verstehen, was passiert war. Dann schlief ich ein, wurde aber in den frühen Morgenstunden wieder wach. Schon beim Aufstehen war mir klar, dass ich immer noch allein im Haus war.

Ich wollte nicht mehr schlafen – außerdem wusste ich, dass ich jede kostbare Minute nutzen musste. Ich fuhr wieder zur Schule und nahm die Suche nach Hinweisen wieder auf, rannte durch die Klassenzimmer, zitternd, mit trockenem Mund.

Auf dem Schreibtisch im Schulbüro lag ein Brief an mich, von T geschrieben. Bei meinem ersten Besuch musste ich ihn übersehen haben; jetzt riss ich ihn hektisch auf. T schrieb, er sei für ein paar Tage mit den Jungs weggefahren, weil er das Gefühl hatte, sie brauchten mal ein bisschen »quality time« mit ihrem Vater. Er würde mich morgen anrufen. Zusätzlich zu dem Brief lag ein Hundert-Dollar-Schein in dem Umschlag.

Ich wartete bis morgens um acht in der Schule. Um diese Zeit kam normalerweise die Sekretärin zur Arbeit. Sie öffnete den Safe, und ein schneller Blick hinein bestätigte meinen Verdacht: Bargeld, Papiere und mein Schmuck – alles war verschwunden. Es war wie in diesen Filmen, wo eine Einbrecherbande einen Tresor knackt und erwartet, ungeahnte Reichtümer zu finden. Mir ging es jetzt so wie den Einbrechern – der Safe war gähnend leer.

Ich rief einen befreundeten Anwalt an, einen Australier, der auf Bali lebte, und bat ihn um Rat. Ich wusste, T hatte seinen Pass, die Pässe der Jungs, Ausreisevisa, weitere wichtige Papiere, die Sparbücher und das Bargeld bei sich. Mein Freund meinte, ich solle zum Flughafen fahren und die Passagierlisten aller Flüge überprüfen, die die Insel verließen. Gegen ein kleines Bestechungsgeld ließ mich ein Mitarbeiter am Informationsschalter die Listen für die nächsten acht Stunden ansehen, aber nirgendwo fand ich Ts Namen oder die meiner Söhne.

Inzwischen war es mittags um eins, die Jungs waren seit sechzehn Stunden weg. Ich hatte fast jede wache Minute damit zugebracht, sie zu suchen – für mich fühlte es sich an wie sechzehn Monate.

Zum dritten Mal fuhr ich zur Schule, und das erste, was ich sah, war Ts Auto. Gott sei Dank, er hatte sie zurückgebracht! Mit laut klopfendem Herzen lief ich ins Gebäude, aber ich fand weder T noch meine Kinder dort vor. Stattdessen stand da ein ziemlich verwirrter Indonesier mit Ts Autoschlüsseln in der Hand.

Es stellte sich heraus, dass T an diesem Morgen seinen Wagen in Denpasar, der Hauptstadt von Bali, zurückgelassen hatte. Er hatte jemandem Geld gegeben und ihm gesagt, er solle das Auto am Nachmittag zur Schule fahren. Die Kinder bekam ich nicht, aber immerhin einen japanischen Geländewagen. Das war wohl Ts Botschaft.

Ich hatte zu dieser Zeit keine Ahnung, wo sie waren. Ich wusste nur, das Auto stand wieder vor der Schule. Vielleicht – hoffentlich! – waren sie noch auf Bali, vielleicht aber auch sonst irgendwo. Dieses Gefühl der Hilflosigkeit wünsche ich keiner Mutter auf der Welt. Am liebsten hätte ich laut geschrien, wäre die Wände hochgelaufen, hätte mir die Haare ausgerissen oder sonst etwas getan, was meiner äußersten Verzweiflung Ausdruck verlieh.

Stattdessen fuhr ich heim. Ich wusste nicht, wohin ich mich wenden sollte, mit wem ich sprechen sollte oder wie ich mein Elend lindern konnte.

Kleidung und Wäsche der Kinder waren noch da. Spielzeug, Schultaschen, alles noch im Haus. Es roch sogar noch nach den Kindern. Ihre Brotdosen standen leer auf

dem Küchenschrank. Es fühlte sich an wie in einem Geisterhaus. In meinem Kopf konnte ich ihre Stimmen noch hören, aber sie waren fort. Würde ich sie jemals wiedersehen?

Meine Verzweiflung wuchs von Minute zu Minute. Bei der Polizei interessierte sich niemand für unseren Fall. Der befreundete Anwalt hatte dort angerufen, aber sie kümmerten sich nicht darum. Eine Ausländerin mit ausländischen Kindern – sollte sie doch sehen, wo sie blieb.

Ich nahm Kontakt zum britischen Konsulat auf, aber auch dort interessierte man sich nicht für uns. Sie sagten mir, ich solle die Polizei anrufen, sie könnten mir nicht helfen. Doch das hatten wir ja schon versucht.

In der Schule lief der normale Betrieb weiter, es fühlte sich fast normal an, obwohl natürlich alle nach T fragten. Wo er sei, wo die Kinder seien. Ich hoffte, er würde irgendwann plötzlich mit ihnen auftauchen, und ich wusste, dann musste ich so tun, als wäre alles in bester Ordnung. Aber im Moment konnte ich weder essen noch schlafen, und es fiel mir schwer, mich auf irgendetwas zu konzentrieren. Meine Gedanken kreisten nur um meine verschwundenen Söhne und die Frage, wie ich sie finden konnte.

Am nächsten Tag fühlte ich mich wie in einer Sackgasse. Ich bewegte mich im Kreis, gelangte nirgendwohin. Immerhin rief ich jeden an, der vielleicht etwas wissen konnte.

Meine Freundin Linda, die in einer anderen Schule auf Bali unterrichtete, kam und übernachtete bei mir. Ich wusste kaum noch, welchen Tag wir hatten. T und die Jungs waren am Freitag verschwunden. Jetzt war Sonntag.

Gemeinsam mit Linda ging ich alle Hinweise noch einmal durch, versuchte die Puzzleteile zusammensetzen. Lange und intensiv dachte ich über die Ereignisse nach, die dem Albtraum vorangegangen waren. T hatte einen Brief an meine Familie in Dänemark geschickt, eine Woche vor der Entführung. In diesem Brief hatte er behauptet, ich sei magersüchtig, sei in einem schlechten psychischen Zustand und es wäre für alle Beteiligten – einschließlich unserer Söhne – wesentlich besser, wenn ich allein nach Hause zurückkehrte.

Er hatte behauptet, ich könne mich nicht mehr richtig um die Kinder kümmern und hätte mich sehr verändert. Ich würde ihn und die Jungs schlecht behandeln und es sei an der Zeit, dass ich Bali verlasse. Und am Ende hatte er noch geschrieben, er würde sich freuen, wenn jemand von meiner Familie käme, um mich abzuholen. Er würde einen Teil der Flugkosten übernehmen.

Tatsächlich hatte ich stark abgenommen, aber das war dem Druck unserer Eheprobleme geschuldet. Ich musste ja jeden Tag mit all den negativen Gefühlen allein zurechtkommen. Kummer und Sorge hatten sich in den Wochen vor der Entführung in meinem Kopf aufgetürmt. Ich sah also wohl wirklich nicht besonders gut aus.

Linda, der ich all das erzählte, dachte über meine Probleme nach. Sie war eine sehr bedachtsame Frau und redete erst, wenn sie gründlich überlegt hatte. Und jetzt sprach sie genau das aus, was ich befürchtet hatte. Obwohl es nicht unerwartet kam, traf es mich wie ein Dolchstoß.

»Er wollte, dass du die Insel allein verlässt«, sagte sie. »Er wollte dich loswerden. Er hat es darauf angelegt, dass du dich

richtig elend fühlst, so elend, dass du gehst. Er hat versucht, dich kaputt zu machen.«

Ich keuchte auf, und dann begann ich hemmungslos zu weinen. Linda versuchte mich zu trösten, aber ich konnte einfach nicht mehr aufhören.

»Dieser Plan ist nicht aufgegangen«, flüsterte sie, den Arm um meine Schulter gelegt. »Deshalb hat er dann zu Plan B gegriffen. Das hat funktioniert. Pass auf, dass er dich nicht wirklich zerstört.«

Sie beschloss, noch eine Nacht zu bleiben, und nachdem wir eine Flasche Wein geleert hatten, schliefen wir im Wohnzimmer auf den Sofas ein. Ich wälzte mich ein paar Stunden hin und her, doch dann fuhr ich plötzlich aus dem Schlaf hoch. Das Telefon hatte geklingelt! Es war fünf Uhr morgens, wer rief denn um diese Zeit an?

Die Stimme am anderen Ende der Leitung war unverkennbar.

»Wo zum Teufel bist du? Wo sind die Kinder?«, fragte ich. Ich wusste, dass ich nicht besonders ruhig klang. Angst, Stress und Zorn waren meiner Stimme deutlich anzuhören.

»Hör zu, Helle«, sagte T. »Ich bin im Haus meines Bruders in Dschidda, in Saudi-Arabien. Die Kinder sind hier, sie stehen neben mir. Wir kommen nicht zurück, wir leben jetzt hier.«

Die Wahrheit war grausam und schwer zu begreifen. T und die Jungs hatten Bali nicht mit dem Flugzeug verlassen. Er hatte das Auto in einer Werkstatt gelassen, ein Taxi zum Busbahnhof genommen, und von dort aus hatten meine Söhne eine zweiundzwanzigstündige Non-Stopp-Reise per Bus und Fähre in die indonesische Hauptstadt

Jakarta gemacht. Wie konnte jemand vier Kindern, das jüngste gerade fünf Jahre alt, eine so gefährliche Reise zumuten?

»Die Kinder sind ganz begeistert und glücklich«, sprach T weiter. »Sie genießen das Zusammensein mit ihren Cousins. Wir fangen ein neues Leben an. Bei der Einreise nach Saudi-Arabien habe ich die britischen Pässe der Kinder gleich abgegeben. Sie sind jetzt saudi-arabische Staatsbürger und werden für immer hier leben.«

Bis heute verfolgen mich diese Worte. »Für immer«, dröhnt es in meinem Kopf. Als er sie aussprach, sah ich meine Kinder vor meinem inneren Auge und versuchte mir vorzustellen, wie es sein würde, wenn ich sie niemals wiedersähe. Ein grauenhafter Gedanke.

Erst mal sagte ich zu ihm, ich würde ihm nicht glauben. Dschidda in Saudi-Arabien? So ein Blödsinn! Dann bat ich ihn, seinen Bruder ans Telefon zu holen, damit er mir Ts Behauptung bestätigte. Adnan hatte stets einen vernünftigen Eindruck gemacht, er würde doch sicher verstehen, wie ich mich fühlte.

Adnan kam ans Telefon und sagte, die Kinder seien tatsächlich in Saudi-Arabien. Er klang verlegen und reichte den Hörer schnell an sie weiter.

»Hi, Mum, hier ist es toll«, sagten die Zwillinge wie aus einem Mund. Ich konnte hören, dass sie um den besten Platz am Hörer rangelten. »Das sind schöne Ferien hier.«

»Wir spielen mit unseren Cousins, die haben ganz tolles Spielzeug«, übertönte Zak die anderen. »Ich freu mich schon, dich zu sehen.«

»Ich hab dich lieb, Mum«, sagte Adam nur.

Ich fragte mich, ob es wohl noch schlimmer werden könnte. Meine Kinder waren entführt worden und dachten, sie machten dort Ferien. Sie warteten darauf, dass ich nachkäme.

T war ein Kontrollfreak, das wusste ich von Anfang an. Schon in England hatte er gern den Chef gespielt, und auch auf Bali war er gern der große Bestimmer. Trotzdem – oder gerade deshalb – war nicht nur sein Geschäft gescheitert, sondern auch seine Ehe.

Die Lehrkräfte und Eltern an der Schule fanden die Zusammenarbeit mit ihm schwierig, weil er zu viel Kontrolle ausübte. Vielleicht hatte er das Gefühl gehabt, dass ihm auch dort alles entglitt.

Wie auch immer, jetzt war er in Saudi-Arabien, und zwar mit unseren Kindern. Sein Ton sagte mir deutlich, dass er das Gefühl hatte, jetzt wieder alles unter Kontrolle zu haben. Er entschied und siegte. Und in seinen Augen war ich eine sehr schlechte Verliererin in unserer Beziehung – oder dem, was einmal eine Beziehung gewesen war.

Mit jeder Sekunde wurde mir klarer, dass mir eine unglaubliche Aufgabe bevorstand. Er hielt die Karten in der Hand, darunter jede Menge Asse. Und ich fühlte mich wie gelähmt. Wenn ich durch den Tränenschleier auf die Wirklichkeit schaute, traf mich der Anblick hart.

Schon während unseres Gesprächs sah ich meine Zukunft vor mir. Ich hatte hier und da gelesen, was passierte, wenn Väter ihre Kinder nach Saudi-Arabien oder in andere muslimische Länder entführten. Und jetzt war es mir passiert. Mein Leben war ein Scherbenhaufen.

In diesem Moment schwor ich mir, ich würde mein Leben

der Aufgabe widmen, meine Jungs wiederzufinden. Wir würden uns sehen, und sei es in der Wüste.

»T, was hast du getan! Bring meine Kinder nach Hause, und zwar sofort!«, zischte ich ihn an.

Aber er saß am längeren Hebel. Und jetzt beendete er das Telefongespräch.